

Marschierende Trottel

Das Museumsorchester
mit Müller-Schott

FRANKFURT Fasslich sollte Musik in der Sowjetunion nach Auffassung der Parteifunktionäre sein, die so 1948 auch Prokofjew öffentlich als „Formalisten“ rügten. Der Komponist arbeitete bald darauf in Abstimmung mit dem mutigen Cellisten Mstislaw Rostropowitsch sein Cellokonzert op. 58 um. Heraus kam ein plastisches und verständliches Werk. Dennoch konnte dieses Sinfonische Konzert für Cello und Orchester e-Moll op. 125 nicht im Sinne der Machthaber sein. Genau das haben am Sonntagvormittag der Solist Daniel Müller-Schott und das Frankfurter Opern- und Museumsorchester unter Leitung von Generalmusikdirektor Sebastian Weigle in der Alten Oper wie in einer großen Erzählung offengelegt.

Klar war schnell, dass es um widerstreitende Kräfte geht: um eine tiefe, dunkle, manifeste, ja bösartige, hässlich-groteske Klangsphäre und eine, die das Schöne im Menschen sucht und aus dieser Sehnsucht heraus Helligkeit und herrliche Melodien findet. Der Protagonist der guten Sphäre ist der Solist, der mit seinen Mitstreitern am Ende des ersten Satzes noch einen leisen Sieg davonträgt. Nur wird er bald im stillen Kämmerlein, wo Müller-Schott das Cello so expressiv singen ließ, von den marschierenden Trottel-Kohorten aufgespürt und zur rasenden Flucht getrieben.

Kann der Held, der in dieser deutlichen Lesart nach Art einer Sinfonischen Dichtung für den gegängelten (Sowjet-) Künstler steht, da noch einmal entkommen, so ist doch klar, dass die mit ihm verbundene humanistische Idee ins Irreale gerückt ist: Die Celesta klingelt im wahrsten Sinne himmlisch, der irdischen Wirklichkeit enthoben. Ob die nochmalige, in noch rasanteren Tönen geschilderte Flucht gelingt, bleibt ganz am Ende offen. Sinnfälliger und brillanter als Müller-Schott, der noch bei Rostropowitsch studiert hat, hätte man all das nicht darstellen können.

Dass Prokofjew mit romantischen Traditionen spielt, sie aber neu deutet und etwa die ehemals so heldenhaft tönenden Blechbläser konterkariert, war in der Gegenüberstellung mit Tschaikowskys Sinfonie Nr. 2 e-Moll op. 17 („Kleinrussische“) unüberhörbar: Der russische Nationalstolz samt Liedzitat, der muntere Marsch und das in vollem Pathos lehrbuchmäßig affirmative Finale – das war Tschaikowsky 1873 möglich, Prokofjew 1952 nicht mehr. GUIDO HOLZE

Frankfurter Rundschau, 15. November 2021

Alte Oper Frankfurt

Museumskonzert mit Daniel Müller-Schott: Die Mehrsprachigen

- Von Bernhard Uske

Ein intensives Frankfurter Museumskonzert unter Sebastian Weigle, mit dem Cellisten Daniel Müller-Schott und einem russischen Programm.

Russisch-sowjetisch charakterisiert war das Frankfurter Museumskonzert in der Alten Oper. Mit einem in aktueller Begrifflichkeit als „somewhere“ und einem als „anywhere“ zu bezeichnenden Komponisten. Zum einen Sergej Prokofjew, der in den 30er Jahren freiwillig wegen Heimweh und ästhetischer Wurzelsuche in die Sowjetunion zurückgekehrt war. Und zum anderen Peter Tschaikowski, dessen Ästhetik bis zuletzt sich polyglott, vor allem westlich begründete.

Zu hören war mit Daniel Müller-Schott am Cello Prokofjews späte „Sinfonische Konzert“ in e-Moll op. 125; 1950 geschrieben, drei Jahre vor dem Tod des 62-Jährigen. Der hatte sich die Kritik der KPdSU an Westlertum und bourgeoisem Formalismus zu Herzen genommen und mit dem Konzert ein Schlüsselwerk politisch behüteter, kulturell beheimateter Haltung geschaffen. Das Solo-Instrument nicht kontrastiv oder oppositionell, sondern wohlgefügt in das Tutti-Kollektiv. Wunderbar gelang das dem Solisten mit dem von Sebastian Weigle genau und nachdrücklich geleiteten, den gesanglichen Ton des fast 40-minütigen Werks bestens treffenden Museumsorchester. Müller-Schott schuf eine Synthese aus sprachmächtiger Diktion und virtuoser Spielfreude, die aber nie artistisch abhebend wirkte. Intensiv war sein Spiel wie auch die Zugabe der „Pièce en forme de Habanera“ von Maurice Ravel, dezent und nicht im Modus schluchzender Hispano-Ausdrücklichkeit.

Auch den „anywhere“ treibt es ab und an zur singenden und tanzenden Basis: Tschaikowskis „kleinrussisch“ genannte 2. Sinfonie ist bestückt mit ukrainischen Liedern, die der Komponist so autochthon wie möglich vorlegt. Aber auch mit so markanten Akkord-Setzungen versieht, dass er die Ehren-Mitgliedschaft bei den „somewheres“ der Rimski-Korsakows, Borodins oder Glasunows hätte verliehen bekommen müssen. Mehrmals hatte man den Eindruck, einen aufgeheiterten, extravertierten Mussorgski zu hören. Im Scherzo dagegen ein rhythmisch gewitzter Instrumental-Subotnik. Als Reizverstärker taugt das Heimatliche allemal, Tschaikowski hat es in mitteleuropäischer Glättung immer gerne eingesetzt.

Das Museumsorchester unter seinem Chefdirigenten glänzte mit schönen Holzbläsern, die Hörner hatten exponierte Einsätze, das Streicherkollektiv vehemente Steigerungen, das Publikum war begeistert. usk

Mit Finessen und Schikanen

Prokofjew und Tschaikowsky in der Alten Oper

Frankfurt – Das Frankfurter Opern- und Museumsorchester spielte mit Sebastian Weigle und Daniel Müller-Schott ein russisches Programm im Großen Saal der Alten Oper. Prokofjew komponierte sein Konzert für Violoncello und Orchester als Opus 58 in den 1930er Jahren. Als er 1947 einer Aufführung seines Cellokonzerts durch Rostropowitsch beiwohnte, entstand die Idee, es zusammen mit dem legendären Cellisten gründlich umzuarbeiten. Das führte zu einem neuen Werk mit neuer Opuszahl. Als „Sinfonisches Konzert“ Opus 125 war das mit allen spieltechnischen Finessen und Schikanen gespickte Werk nun mit dem Cellisten Daniel Müller-Schott zu hören, zu dessen Lehrern auch Rostropowitsch zählt.

Im klanglichen Erscheinungsbild erinnert die Cello-Sinfonie an Prokofjews zugänglichen, systemkonformen Tonfall der 30er und 40er Jahre, wie er in Romeo und Julia, Cinderella, Krieg und Frieden oder der 5. Sinfonie anzutreffen ist, gepaart mit wesentlich schrofferen Passagen.

Das Bild einer Verhörssituation im ersten Satz, wie es das Programmheft vorschlägt, ist ein interessanter Ansatz. Es war schon ein besonderes Konzerterlebnis, wie souverän sich Müller-Schott durch die immensen Anforderungen spielte, hell, klar und durchdringend oder eben auch edel elegisch im Ton, getragen vom groß besetzten Museumsorchester oder auch in den kammermusikalischen Passagen eingebunden.

Wie intensiv Weigle geprobt

haben muss, war an vielen exponierten Stellen erfahrbar, die Weigle genüsslich zelebrierte und die, etwa in den sauberen, präzise phrasierten Bläser-Einsätzen, saßen. Der Fluss des dynamisch fein abgestuften Orchesters und das in Doppelgriffen gesungene hymnische Thema des Finalsatzes mit seinen gewitzten Variationen waren reiner Genuss.

Auch in Tschaikowskys zweiter Sinfonie schöpfte Weigle nach der Pause aus dem Vollen, ohne dass der Orchesterklang zu fett oder träge geworden wäre. Bezwingend wurde im Durchführungsteil des ersten Satzes das handwerkliche Niveau der frühen Komposition belegt. Die reizenden melodischen und formalen Einfälle der Binnensätze kamen hervorragend zur Geltung.